Ausgangspunkt eines lebhaften Feldzuges für ihre Rechte.

Der Anlaß zu dem ganzen Kampf war ein Beschluß der Newyorker Schulkommission, die sich geweigert hatte, zwei verheiratete Schullehrerinnen wieder anzustellen, die Mutter geworden waren. Dieser Entschluß der Schulkommission erregte bei der Mehrheit große Empörung, denn man empfand es als ungerecht, eine Lehrerin dafür zu bestrafen, daß sie ihre höchste Frauenpflicht erfüllt hatte. Man verlangte also, daß die Schulkommission ihre Entscheidung zurücknehme und die beiden Lehrerinnen wieder anstelle, und als die Behörde sich weigerte, begann der Kampf, der sich in den erbittertsten Formen entwickelte. Die Schulkommission erklärte, daß sie die weiblichen Lehrer nicht anders behandeln dürfe als die männlichen. Da man nun einen männlichen Lehrer nicht gestatten könne, einfach ein oder zwei Jahre vom Schulunterricht wegzubleiben und dann wiederzukommen, als wenn nichts gewesen wäre, so könne man den Frauen dies Vorrecht nicht einräumen. Die Frauenrechtlerinnen aber braudmarkten dieses Festhalten am Buchstaben als eine böswillige Verkennung der Frauenrechte, denn es handle sich dabei um ganz verschiedene Fälle, und die Frauen brauchten eben ein Jahr Freiheit, um den höchsten Zweck der Frauenschaft zu erfüllen. Wenn sie Mütter geworden wären und damit die Reife ihrer Entwicklung erreicht hätten, dann würden sie viel bessere Lehrer sein als früher, und das Jahr Urlaub werde reiche Früchte tragen in dem besseren Unterricht, den sie erteilen könnten. Die Behörde suchte nun, die Frauenrechtlerinnen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Sie drehte den Spieß um und erklärte, eine wahre und gute Mutter werde ihr Kind überhaupt nicht verlassen und daher auch nach einem Jahre nicht ihr Schulamt wieder aufnehmen. Einem Kinde gehöre seine Mutter ganz, und die Schulkommission dürfte deshalb die Kinder nicht der mütterlichen Sorgfalt berauben, indem sie den Frauen gestatte, weiter zu unterrichten.

So wogte der Streit der Meinungen hin und her, bis er nunmehr endgültig zugunsten der Frauen entschieden worden ist. Die endgültige Bestimmung wurde nämlich dem Staatsbevollmächtigten für Erziehungsfragen, Dr. John H. Finlay, übertragen, und dieser hat nun erklärt, daß die Newyorker Schulkommission verpflichtet sei, verheiratete Frauen ohne weiteres wieder anzustellen, denn die Frauen dürften für ihre Mutterschaft nicht bestraft werden und es sei ihr gutes Recht, Kinder zu bekommen, auch wenn sie Lehrerinnen seien. B.

Zur Geburt eines Kindes.

Bleigrau der Himmel,
Die Luft verdarb,
Es zittert die Frage,
„Wie steht's? Wer starb?"
Die Freunde verloren,
Das Beste verloren,
Wie weltweit klingt es:
„Ein Kindlein geboren."

Ein freudiges Kommen
Nach blutigem Gehen,
Hier Erdglück in Scherben,
Dort im Entstehen.
Ihr sahn, kämpfen und bangen
Für euer Recht,
Wirke und wahre,
Zukunftsgeschlecht.

Moritz Friedrich Schäffer,
Kriegsfreiwilliger.

Gegen Trauerspielereien

wendet sich Clara Viebigs in der Zeitschrift „Frauenkapital". Sie betont mit Recht, daß gerade in der Trauerkleidung alle heuchlerische Koketterie und Unterstreichung abstoßend wirken. So wenig man den Trauernden zumuten darf, im Interesse der Allgemeinheit, wie es des öfteren vorgeschlagen wurde, das Schwarz zu vermeiden und sich gleich allen anderen bunt zu kleiden, so wenig kann man an die wirkliche Trauer derer glauben, die Stinn dafür haben, sich mit Trauerschmuck zu behängen und genau darauf zu achten, daß die läppischen Gesetze korrekter Trauerkleidung eingehalten werden. Crepp-Schleier und Besätze von bestimmter Länge und Breite, je nach dem Monat der Trauer, Trauertaschentücher und Briefpapier mit vorschriftsmäßigem Rand, all derartiger Kleinkram wirkt als Geschmacklosigkeit und Verhöhnung wirklichen Schmerzes. Der Wahnwitz der Verstellerin, daß die einfachste dunkle Kleidung mehr am Platze ist als ähnliche Spielereien, verdient Beachtung.

Ein von Frauen errichtetes Kriegs-Invalidenheim

ist in Vorbereitung begriffen. Die Anregung geht von Pernburg in Anhalt aus, das Heim soll in waldreicher, gesunder Lage entstehen und invaliden Kriegern Aufenthalt, sowie geeignete Beschäftigung bieten.

Kriegsspeisezettel.

Nach der neuesten Verfügung des Bundesrates ist die tägliche Ration für Mehl abermals herabgesetzt worden. Diejenigen Leute, welche starke körperliche Arbeit zu verrichten haben und daher gewöhnt sind, größere Mengen füllender Speise zu sich zu nehmen, werden hierdurch häufig in die Lage versetzt, sich nicht voll sättigen zu können, während Menschen, die eine mehr sitzende Lebensweise haben, die zugeteilten Brotmengen kaum aufzehren können. Es ist deshalb ratsam, daß alle diejenigen Familien, welche ihre Brotmarken in der Woche nicht ausnutzen, dieselben an Familien abgeben, für welche die zugeteilten Brotmengen als nicht voll ausreichend zu betrachten sind. Wie wir hören, ist auch in einzelnen Städten bereits eine genauere Verteilung des Brotes insofern angebahnt worden, als für Kinder unter 6 Jahren geringere Mengen an Brot berechnet werden wie für Erwachsene, so daß innerhalb der einzelnen Städte durch die Verwaltungen selbst schon ein Sonderausgleich herbeigeführt wird. Solange dies bei uns in Halle nicht geschieht, muß eben die Einsicht der Bewohner selbst für einen solchen Ausgleich sorgen.

Vor allem wird es aber notwendig werden, daß wir bei der Herrichtung des Abendbrotes mehr von Brot und Aufschnitt — eine Zusammensetzung, die ja die Regel für die Mahlzeit seit langem bildet — abgehen und dafür einige andere Gerichte einschieben. Wir denken hierbei an Kartoffeln in der Schale gekocht mit Speck- und Zwiebeltunke, oder weißen Klöß, der mit Milch oder Sahne, Zwiebel, Salz und Kümmel zubereitet ist. Derartige Gerichte helfen das Brot wesentlich strecken. Um eine größere Abwechslung hierbei zu erzielen, möge folgende Kochvorschrift gegeben sein:

Bulze.

Gekochte Kartoffeln werden nach dem Erkalten gerieben und mit Salz vermengt. In einer großen Pfanne wird Fett oder ein Gemenge von Fett wie Schmeer, Griesen, Rindertalg, Speck, Butter, kurz alles, was wir unter der Gruppe Fett verstehen, zum Schmelzen gebracht. Die geriebenen Kartoffeln werden dann in einer fingerdicken Schicht fest in die Pfanne hineingedrückt und bei mäßiger Hitze braun gebacken. Dann stürzt man das ganze auf ein Brett und gibt es warm zum Abendbrot, zu einer Tasse Kaffee oder Tee. Dieses einfache Gericht ist sehr schmackhaft und sättigend, so daß es nicht nur gern gegessen wird, sondern auch als Brotersparnis gute Dienste leistet.

Ein weiteres fleischloses Gericht sind;

Klöße aus gekochten Kartoffeln mit Pfefferkuchenunke.

Ueber die Herstellung der Klöße braucht wohl nichts weiter gesagt zu werden. Die Tunke wird wie folgt zubereitet: In einem gehäuften Eßlöffel Mehl anbräunt. Dazu gibt man eine geschnittene Zwiebel, etwas Lorbeerblatt und einige Pfefferkörner. Ein Stück — etwa für 10 Pf. — brauner Pfefferkuchen wird in 3 Eßlöffel Essig, mit einem Eßlöffel Zucker und einem Teelöffel Salz aufgeweicht. Dies gibt man zu der Mehlschwitze hinzu und füllt mit soviel Wasser auf, als man Tunke braucht. Natürlich muß das Ganze noch dem Mischen gut durchgekocht werden. Diese Tunke eignet sich auch sehr gut zu Kartoffeln in der Schale gekocht.

Als ein vorzügliches Sonntagsgericht empfehlen wir

deutsches Beefsteak mit Möhren.

Bei der Zubereitung des deutschen Beefsteaks ist zu beachten, daß das Fleisch erst kurz vor dem Braten gemahlen werden darf und daß in das zubereitete Fleisch soviel Wasser hineingeknetet werden muß, als das Fleisch aufnimmt. Denn nicht nur Brot, sondern allen Hackfrüchten zart und saftig. Die Möhren werden in nicht zu dünne Würfel geschnitten, mit einem Eßlöffel Fett oder Butter, 2 Eßlöffeln voll Zucker und einem Teelöffel Salz im Kasserolle zu Feuer gebracht und langsam weich gedünstet. Allzuhäufiges Umrühren ist zu vermeiden. Mit etwas feingehackter Peterselie werden die Möhren dann angerichtet. Gibt man hierzu noch Bratkartoffeln an Stelle von in der Schale gekochten Kartoffeln, so genügt dieses Gericht auch dem verwöhntesten Gaumen.

Kochrezepte auf Straßenbahnfahrscheinen.

Eine ausgezeichnete Form der Propaganda und Volksaufklärung haben Wiener Frauen erfunden, die Verbreitung praktischer Kochrezepte, in denen besonders auf die durch den Krieg notwendigen Einschränkungen Rücksicht genommen wird, durch Abdruck auf der Rückseite der Straßenbahnfahrscheine. Die Idee fand die Unterstützung der Gattin des Bürgermeisters Dr. Weißkirchner, die ihren Namen dafür interessierte. Es handelt sich insbesondere um Speisen, bei denen an Stelle des knappen Weizenmehls das vorzügliche Maismehl, das in Oesterreich in reichlicher Menge zur Verfügung steht, verwendet wird. Auch in Deutschland würde eine ähnliche Propaganda, unter Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse gewiß erfolgreich sein, da man durch den Fahrschein der Straßenbahn tatsächlich alle Volksschichten zu erreichen vermag.

Ein zweites weibliches Mitglied des ukrainischen Freiwilligenkorps,

Olena Stepanivna, hat nunmehr die silberne Tapferkeitsmedaille für ihr mutiges Verhalten vor dem Feind erhalten. Als Erste wurde Sophie Halecschko, ein junges Mädchen, das an der Grazer Universität studiert und das gleichfalls in das Freiwilligenkorps eingetreten ist, ausgezeichnet.

Knackmandeln.

Lösung des Königszuges aus Nr. 10:

Und wer den Tod im heilgen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im Vaterland.

Wir haben wieder so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie:

„Prinz Rosa Stramin" v. Ed. Helmer

entfiel auf **Elsa Zitzmann, hier.**

Zifferblatträtsel.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII.

Statt der Ziffern des Zifferblattes einer Uhr sind die Buchstaben AAAA, I, M, NN, RR, T, U derart zu setzen, daß zu den angegebenen Zeiten zwischen den Zeigern Wörter von der beigefügten Bedeutung zu lesen sind.

12	Uhr	26 Min.	= belgische Festung.
1	„	28 „	= Fluß in Asien.
2	„	26 „	= Fluß in Steiermark.
3	„	37 „	= russisches Gebirge.
5	„	42 „	= Singstimme.
5	„	51 „	= geweihter Ort.
7	„	58 „	= Expeditions-Ausdruck.
8	„	57 „	= Vogelart.
10	„	13 „	= weiblicher Vorname.

Prämie:

„Ischokkes Werke" 2. Bd., eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

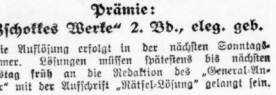
Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Ab, Daus; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel. Unter: V M II die 3 Spieler.)

Bei einem Muhramsch erhält V, der Vorhandspieler, folgende Karten:

a, dB, aK, D, 9, 8, 7; b8; cD, 8.

Deutsch.



Französisch.

Treff-Bube, Carr.-Dube, Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Treff-Sieben, Pique-Acht, Coeur-Dame, Coeur-Acht.

Nach dem Ausfall des zweiten Stiches beschließt er, aus Ganze zu gehen und gewinnt auch, da dieser keinen Stich abbekommen. Im Skat lagen bK, cK. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 9.

Kartenverteilung:

V. b, c, dB, aK, D, 9, 8, 7; cA; dD.
M. aA, 10; bA, 10, K, D, 9; d10, K, 7.
H. aB; c10, K, D, 9, 8, 7; dA, 9, 8.
Skat: b8, 7.

Spiel:

1. V. bB, aA, aB (—15). — 2. H. dA, dD, d10 (24) — 3. H. c9, cA, a10 (—21). Damit haben die Gegner 60. Die anderen Stiche nimmt der Spieler.

Druck und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 11 | **Halle a. S., Sonntag, den 14. März** | **1915**

Gott geht unter den Menschen
Seinen verborgenen Weg mit stillem Wandeln,
doch endlich,
Wenn er dem Ziele sich naht, mit dem Donnergang der Entscheidung.

Klopstock („Messias").

Das Wiedersehen.

Von **Jens Lorusen.**

Die vier deutschen Offiziere Damaskus' hatten eine kleine Atempause in ihrem schweren aufreibenden Dienst. Irgendwo hatten sie sich eine Ecke zurecht gerückt, aßen hastig und erzählten doch aus dem Vielen, was sie rings um sich sahen.

Hauptmann Harder war von seinem Stambuler Kommando an die Front gekommen und erzählte:

Sprach ich nicht einmal davon, daß ein Musketier Dose vor zwei Jahren bei uns fahnenflüchtig wurde?"

Er zündete sich eine neue Zigarre an, als wollte er seine Gedanken sammeln.

Ich stieg neulich voll Gedanken die Straße von Galatha nach Pera hinauf. Auf einmal hatte ich das Gefühl, daß jemand an mir vorbeigegangen sei, den ich irgendwie kannte. Als ich mich umdrehte, ging in einiger Entfernung ein Mensch hinter mir, der wohl etwas von mir wollte. Er sah noch elender und verwahrloster aus, als die andern Straßengäste, und das will da unten etwas heißen. Ich kehrte mich um und ging prüfend an ihm vorbei, — Donnerwetter — den Mann mußte ich irgendwie kennen, dem mußte ich schon begegnet sein —, nach seinem Gesichtsschnitt sogar daheim in Deutschland.

Als ich mich wieder umsah, ging der andere noch hinter mir her. Ueber seine verfallenen Züge huschte es wie Freude, als er sah, daß ich über ihn nachdachte. Dann kam er plötzlich auf mich zu und meldete mir militärisch, mitten in Konstantinopel: „Herr Hauptmann kennen mich wohl noch, — Musketier Dose vom Regiment 25."

In demselben Augenblick hatte ich ihn erkannt. Natürlich, — Dose war das, Dose! Zum Kuckuck, — der war ja damals auf- und davongegangen, war desertiert, und dabei war er einer der besten Soldaten meiner Kompagnie gewesen."

„Dose, Mensch, — wie kommen Sie hierher," fragte ich.

„Auf schlechte Weise, Herr Hauptmann!"

Ich sah, wie der Mann mit einer Aufregung kämpfte.

„Kommen Sie, Dose, erzählen Sie mir mal, wie es Ihnen ergangen ist, inzwischen, —"

Wir gingen in eine kleine griechische Weinstube am Wege und ich bestellte.

Dose trank schnell und hastig ein Glas und ein flackerndes Rot stieg in seine Züge. Dann fuhr er hastig durch den verfilzten struppigen Bart.

„Es freut mich so, daß Sie mich wieder erkannt haben, Herr Hauptmann, es freut mich furchtbar. Hab' hier schon mal einen von da oben getroffen, der wollte nichts von mir wissen. Ist aber vielleicht ganz gut, daß es einer weiß, wie ich hierher kam, — und mir wird leichter. — Wissen Sie übrigens, wie es meinen Eltern geht, Herr Hauptmann?"

Ich war damals gelegentlich zu seinem Vater, der in der Mark einen Hof hatte, herübergefahren, um mal mit dem Alten zu sprechen. Aber der wollte nichts mehr von seinem Sohn hören. Der hatte ihn verflucht, seinen Sohn verflucht, genau so, wie es in der Bibel steht. — Es hatte damals einen starken Eindruck auf mich gemacht. Ich kam an und wollte die Alten trösten, aber die wollten nichts — annehmen. Und als ich weiter sprach, stand der alte graue Vater feierlich auf, hob die Hände, und schrie durchs Zimmer: „Verflucht der Dose, der uns in Unehren gebracht hat." Und die alte Frau stand daneben mit harten steinernen Zügen und sagte „Ja".

„Das nebenbei, aber ich mußte daran denken, als mich der Junge fragte. Ich drängte dann, er solle mir doch seine Geschichte erzählen, vielleicht wäre daran etwas besser zu machen.

Und Dose erzählte.

Es war wohl zur Zeit der Kieler Woche gewesen, als viele Gäste hier waren. Da hatte er die Frau irgend eines Fremden kennen gelernt, — wie, weiß ich nicht. Die hatte jedenfalls an dem frischen Burschen Gefallen gefunden. Und so ein junger Musketier, Sie wissen, was es für den heißt, wenn er ein hübsches Frauenzimmer an der Hand hat. — Ich will es Ihnen mal wiedergeben, wie Dose es erzählte:

„Und dann war ich jeden Tag mit ihr zusammen, und glaubte, sie wäre etwas ganz Besonderes. Und sie sagte, ihr Mann sei ihr auch nicht treu, und außerdem sei er ein Schuft.

Ich taugte dann nichts mehr im Dienst, das merkte ich selbst, und wurde rumgestoßen von Kameraden und Vorgesetzten.

Und dann kam es so, wie es wohl kommen mußte. Eines Tages hatte sie Zivilzeug da. Es paßte mir ganz gut, sie hatte es für mich ausgesucht. Als ich das nun an hatte, sagte sie, ich wäre viel zu gut für die Soldaten und ich sollte etwas ganz anderes werden. — Wir wollten nach Ungarn, und da wollt' sie mir 'n großen Hof kaufen.

Ich wollte natürlich erst nicht, aber dann hat sie mir zugesetzt, Tag und Nacht, acht Tage lang, und hat mich einen Feigling genannt. Und am letzten Tag kam sie zu mir und blutete, und sagte, ihr Mann hätte sie so geschlagen meinetwegen, und jetzt wäre ich gerade so ein Schuft, wenn ich sie jetzt verließe.

Da fuhren wir los.

Und dann kam schon bald die Strafe. Als ich erschöpft war, war sie eines Tages mit einem andern verschwunden. Erst wollte ich rasend werden und habe die ganze Stadt abgesucht, und hätte ich die beiden gefunden, — ich weiß nicht, was ich getan hätte. Aber langsam wurde ich ruhiger, wie es nun mal so geht im Leben.

Damals hätte ich wohl noch umkehren können, es ist die letzte Frist gewesen, die mir gesetzt wurde. Aber ich war immer noch zu stolz.

Und dann ging es schnell bergab mit mir. Ich wurde krank, Arbeit konnte ich nicht finden in der fremden Stadt, — kurz, was soll ich noch viel erzählen, — eines Tages kam ich hierher und nun lungere ich auf den Straßen umher und suche nach einem kleinen Verdienst hier und da. Jetzt taufe ich bei einem Griechen Potengänge."

„Meine Herren," erzählte Hauptmann Harder weiter, „ich habe dann versucht, ihn zu bewegen, zu uns zu kommen, habe ihn anderweitig zu unterstützen versucht, — es war unmöglich."

„Herr Hauptmann," das hat keinen Zweck mehr. Ich kann nicht mehr zurück. Ich bin mal im Hospital gewesen und die sagen, es dauert nicht mehr lange mit mir."

Ich glaubte ihm zuerst nicht und versuchte, ihn an seine Eltern zu erinnern. Dann kam es wie ein Fieber über ihn.

„Wenn ich die Marsch noch mal sehen könnte, Herr Hauptmann! Ich denk' wohl immer, — wenn ich noch einmal so bei uns auf dem Deich stehen könnte, wenn der Sturm und die Flut herankommt, so wie als Junge, oder wenn der Westwind mit seinem Seegeruch noch einmal so um mich fahren könnte! Das ist mir, als wenn ich erlöst wäre. Oder wenn ich noch einmal in die Kirche gehen könnte, mit den andern, so ganz langsam und feierlich am Sonntagsmorgen. Oder noch einmal nach der Arbeit vom Hof in die Dämmerung hinaussehen, wenn der Fuchs braut und alles voll von blauem Nebel ist, bis Mutter dann ruft: „Sinnings, kommt, es ist Zeit zum Abendessen!" „Sinnings."

Ich versuchte, ihn zu trösten. Sie wissen, meine Herren, ich stamme auch aus der Marsch.

„Dose," sagte ich, „wen der liebe Gott jetzt hart straft, dem hat er auch bald verziehen. Und jetzt können Sie abtragen, und es wird jetzt wohl wieder besser werden. Kopf hoch, Dose!"

Aber der war ganz gebrochen.

„Wenn ich nur noch mal meine Eltern sehen könnte, und den Hof und meine Schwestern; — Herr Hauptmann, — wenn Sie noch Haus kommen, dann sagen Sie, daß ich kein schlechter Kerl war!"

Mir stieg es verflucht heiß auf, meine Herren, der Junge wußte mit sich Bescheid.

„Aber sagen Sie es lieber nicht, Herr Hauptmann," sagte er dann plötzlich, „sagen Sie es nicht, wie Sie mich gefunden haben; niemand soll wissen, was ich geworden bin. Auch meine Eltern nicht. Sagen Sie lieber, ich wäre ein reicher Mann geworden hier unten. Fragt ja doch bald niemand mehr danach, wenn mich hier so 'n paar Burschen in ein Grab schaufeln."

Dose schüttelte sich.

„Das ist das Gräßlichste von allem, daß ich nicht da oben sterben kann. Hier irgendwo zwischen Griechen verscharrt zu werden, und vielleicht, wenn das große Gericht kommt, — das ist furchtbar. Sterben muß ja jeder mal, aber hier so ganz allein, — —"

Ein Schauer ging dem Armen durch die Glieder. Man sah ihm die helle Todesangst auf dem Gesicht stehen, der Schweiß brach aus und lief über die fleckigen verfallenen Züge. Mir ging es durch und durch. Mein Musketier Dose war das, meine Herren, mein alter Dose, der hier vor allen Fremden einen wochenlangen Todeskampf kämpfte, fern von allen, die ihn kannten.

Ich überlegte, was zu tun war. Am liebsten hätte ich ihn mit Gewalt in ein Hospital gebracht.

Aber da sah Dose sich plötzlich einen Mann.

„Herr Hauptmann, es ist nur gut, daß Sie Bescheid wissen, das nimmt mir etwas von der Angst. Vielen Dank auch, und dann adjüs auch, Herr Hauptmann, — adjüs —"

Ehe ich es hindern konnte, war er aufgesprungen, hatte noch einmal militärisch gegrüßt, und war dann wie gehetzt davongelaufen.

„Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Das Konsulat und alles habe ich in Bewegung gesetzt, — Sie wissen, wie es einem ist bei solchem Wiedertreffen, — aber Dose war nicht zu finden. Ich warte heute noch auf Nachricht."

Hauptmann Harder sah still da. „Ich habe es selten so tief gefühlt, den Unterschied zwischen dem Deutschen von einst und heute. Zwischen uns, die wir als Lehrer und weisende Herren kommen und dann irrenden, verstoßenen Deutschen von einst, der die Welt gerecht machen wollte und sich selbst vergaß. Und zu dem sie uns wieder machen wollten mit diesem Krieg."

Die andern schwiegen und grübelten nach.

Gedenktage der Woche.

14. März 1791 Der Theolog Johann Salomo Semler in Halle a. S. † (1725 *).
1803 Der Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock in Hamburg † (1724 *).
1804 Der Komponist Johann Strauß in Wien * (1849 †).

15. März 1830 Der Dichter Paul v. Heyse in Berlin * (1914 †).

16. März 1787 Der Physiker Georg Simon Ohm in Erlangen * (1854 †).
1909 Der Schauspieler Adalbert Matkowsky in Berlin † (1858 *).

17. März 1813 Errichtung der preuß. Landwehr.
Friedrich Wilhelms III. Aufruf „An Mein Volk".
1911 Der Schauspieler Friedrich Haase in Berlin † (1825 *).

18. März 1813 Der Dichter Friedrich Hebbel in Wesselburen * (1863 †).
1848 Revolution in Berlin; Sturz des Ministeriums Eichhorn.
1876 Der Dichter Ferdinand Freiligrath in Kannstatt † (1810 *).
1913 Georg I., König der Hellenen, in Saloniki ermordet (1845 *).

19. März 1863 Der Lustspieldichter Paul v. Schönthan in Wien * (1913 †).

20. März 1814 (20. u. 21. März) Sieg der Verbündeten unter Schwarzenberg über Napoleon I. bei Arcis-sur-Aube.
1898 Der norweg. Dichter Henrik Ibsen in Skien * (1906 †).
1890 Rücktritt des Fürsten Bismarck.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191503140/fragment/page=0001

„Die verdammten Weiber —" brummte der Major.

„Meine Herren, ich trinke auf meinen Musketier Dose."

Die Gläser klangen. Leise tastete sich die Erinnerung an manchen Verschollenen durch das Zimmer und mancher setzte noch einmal sein Glas an, trank auf das, was kommen sollte, auf den erlösenden Sieg. —

Das weiße Tuch.

Erzählung von Martin Proskauer.

In der niedrigen Stube des halbzerschossenen polnischen Bauernhauses, in dem der Regimentsstab der 209. Grenadiere hauste, schnurrte das Telephon. Der Adjutant ging an den Apparat, dann wandte er sich zu dem Oberst, der mit dem Divisionsgeneral, über eine Karte gebeugt, am Fenster saß.

„Die Feldfliegerstation 23 meldet, daß Leutnant von Berckendorf eben zurückgekommen ist, er hat die feindliche Stellung leider auch nicht finden können!"

Der Oberst sagte zu dem Vorgesetzten:

„Also der auch nicht? Wenn's der Berckendorf nicht geschafft hat, dann findet überhaupt kein Flieger die Batterie heraus!"

Der General hob den Kopf:

„Wir müssen sie finden", sagte er, „die Kerle haben die Straße nach Weczepoly unter Feuer und können uns jeden Transport stören. Jetzt müssen Freiwillige ran. Wer soll sie stellen, Herr Oberst?"

„Mein Regiment, Exzellenz", sagte der Oberst und gab dem Adjutanten einen Wink. „Ich will sofort einen Mann besorgen lassen!"

„Gut", nickte der General, „ich möchte den Mann vorher noch sprechen!"

Der Adjutant griff nach seiner Mütze und ging zur Tür. Eine Viertelstunde später kam er zurück, von einem breitschultrigen Grenadier gefolgt, der sich stramm vor die Offiziere hinstellte. Der General stand auf und trat auf den Soldaten zu, der den prüfenden Blick aus seinen schwarzen, tiefliegenden Augen ruhig aushielt.

„Wie heißen Sie?"

„Kriegsfreiwilliger Grenadier Ephraim Goldfarb."

„Was?" Der General wandte sich halb zu dem Adjutanten. Der Oberleutnant klappte die Hacken zusammen.

„Zu Befehl, Exzellenz. Der Grenadier hat mich inständigst gebeten, ihn zu nehmen. Er sagt, daß er die Gegend genau kennt!"

Der General runzelte die Stirn:

„So — na gut! Der Herr Oberleutnant hat Ihnen gesagt, worum es sich handelt!"

Der Grenadier stand bewegungslos und starr aufgerichtet.

„Es ist kein Kinderspiel", fuhr der General fort, „es handelt sich um die feindliche Batterie, die uns täglich beschießt. Der Standort muß gefunden werden — um jeden Preis! Sie müssen zwischen den russischen Vorposten durch!"

„Zu Befehl, Exzellenz!" sagte der Grenadier mit tiefer Stimme.

„Sie kennen die Gegend?"

„Zu Befehl, bei Tag und bei Nacht!"

„Woher?"

„Ich hab' dort Vieh gehandelt mit meinem Vater!"

„Haben Sie noch Eltern?"

„Nein, Exzellenz! Meinen Vater selig haben die Kosaken geschlagen, da ist er gestorben", setzte der Soldat mit leiser Stimme hinzu.

„Um", der General räusperte sich, „da haben Sie wohl noch eine besondere Abrechnung mit den Kerlen?"

Der Grenadier Goldfarb sprach nicht, aber in seinen Augen glühte eine solche Flamme des Hasses auf, daß der General es wie eine Antwort auffaßte.

„Kann ich mir denken! Hoffentlich haben Sie heute Glück! Wenn Sie wiederkommen und die Batteriestellung angeben können, sollen Sie reich belohnt werden. Nun gehen Sie mit Gott!"

Er reichte dem Soldaten die Hand, die dieser zögernd nahm. Dann schlug er die Hacken zusammen und verließ das Zimmer. Der Offizier trat ans Fenster und sah zu, wie der Grenadier mit langen, festen Schritten über den Hof ging. Dann wandte er sich an den Adjutanten:

„Warum haben Sie gerade den ... na, wie hieß er doch, richtig, Goldfarb ... — also den Goldfarb genommen?"

„Er hat so dringend darum, Exzellenz. Er hat eine Wut auf die Russen. Deshalb hat er sich auch als Kriegsfreiwilliger gemeldet."

„Wissen Sie mehr von dem Mann?"

„Ich war sein Rekrutenoffizier, Exzellenz, und ich muß sagen, daß er ein guter Soldat ist, nur ist er sehr finster und verschlossen. Aber er hat Schlimmes erlebt. Er stammt aus einem kleinen Dorf dicht an der Grenze, und eine Kosakenabteilung, die den Ort gleich bei Kriegsbeginn überfiel, hat alle Männer fortgeschleppt. Da ist sein alter Vater an Ueberanstrengung gestorben. Der Sohn fand ihn am Wege liegend, hat ihn begraben und meldete sich am nächsten Tage bei uns als Freiwilliger. Seine Lebensgeschichte hat er mir einmal erzählt und dann nicht ein überflüssiges Wort mehr ausgesprochen!" — — —

* * *

In dem Walde zwischen Weczepoly und Drapacow lag der Grenadier Ephraim Goldfarb, in einen Haufen welken Laubes eingehüllt, und sah angespannt in das grauschwarze Dunkel vor ihm. Er kannte hier jeden Weg, oft genug war er hier mit

Brot.

Von Ernst Lissauer.

Verkündigung.

Sie können uns nicht zwingen mit Wehren,
Sie wollen uns mit Hunger verheeren.
Feinde bei Feinden flehn in der Runde,
Drängt über die Grenzen nur Elend und Not?
Ich will euch singen die Frühjahrskunde:
Unsre Erde ist mit uns im Bunde,
Schon wächst im Boden das neue Brot.

Mahnung.

Spart die Speise und wahrt und ehrt!
Brot ist Schwert.

Gebet.

Die Bauern haben den Samen gesät;
Nun trefet zusammen und betet das Fruchtgebet.

Erde unsres Landes,
Sie können uns nicht zwingen mit Wehren.
Sie wollen uns mit Hunger verheeren.
Stehe du auf in Erntezorn!
Blühe dicht das Gras, trage reich das Korn!
Liebste Erde auf Erden.
Erhüre unsern Psalm:
Laß sie zuschanden werden
An Aehre und Halm!

seinem Vater, die breite Landstraße nach Weczepoly vermeidend, entlanggegangen, um die kleinen polnischen Dörfer zu erreichen. Er drückte die schwarzen Augen fest zu; der Gedanke an seinen Vater schoß ihm heiß durch die Adern und trieb ihm trotz der frostigen Frühwinternacht die Glut durch die Haut.

Langsam ging er weiter, vorsichtig, bei jedem Schritt spähend. Die ersten russischen Vorhposten hatte er hinter sich, deutlich hatte er den Wache stehenden Gardeinfanteristen mit dem schwarzen Tornister gesehen, der hinter einem Baume stand und ins Weite starrte. Leise war er, im Bogen ausweichend, vom Nebel gedeckt, vorbeigeschlichen. Er ging weiter; plötzlich fuhr er zusammen, warf sich flach auf den Boden und horchte. Links vor ihm tönten Stimmen und knarrte ein Wagenrad. Der deutsche Grenadier kroch, auf dem Bauche liegend, näher. Das Geräusch der Stimmen war schwächer geworden und verhallte; und rings um ihn klang nur die Stimme des Waldes, das ewige Lied des Windes in den kahlen Zweigen, der fallenden winterwelken Blätter und das Rascheln der kleinen Tiere, die in ihre Erdlöcher glitten. Der Späher schob sich Stück um Stück vor, bis er zu seinem Erstaunen auf einen von schmalen Radspuren tief ausgefahrenen Weg trat, der sich im monderhellen Nebel zwischen den Bäumen hinzog.

Der Grenadier duckte sich hinter einen Stamm und überlegte. Dieser Weg mit den frischen Radspuren war ihm von Friedenszeiten her ganz unbekannt. Da tönte wieder Wagenknarren und kam näher. Er verbarg sich ganz im Laub und sah in den Nebel, aus dem drei russische Soldaten auftauchten, die eine kleine Karre hinter sich herzogen. Mit Erstaunen sah der Deutsche die Russen an, die auf den Mänteln die roten Achselklappen der Artilleristen trugen. Wohin fuhren die Kerle hier durch den Drapacower Wald?

Und da auf dem Karren hatten doch Weidengeflechte mit Artilleriemunition gelegen — drei, nein vier solcher Körbe, sorglich mit Stroh festgestopft, lagen darauf.

Der Grenadier Goldfarb spürte innerlich ein freudiges Erschrecken. Kein Zweifel, die Soldaten fuhren die Munition zu einer Batterie, die auf diese merkwürdige und doch bequeme Weise mit Geschossen versorgt wurde. Er überlegte. Ja, die Richtung stimmte. Das konnte nur Munition für die geheimnisvolle Batterie sein.

Die russischen Artilleristen waren sorglos plaudernd vorbeigegangen, und aus dem nächtlichen wogenden Nebel tönte nur noch leise das Knarren der Wagenräder. Da richtete sich Goldfarb auf. Einen Augenblick schloß er die Augen und legte die Hand auf die Brust.

Hier trug er in der Innentasche des Rockes den Streifen, den er vom weißen Sterbetuch des Vaters geschnitten hatte, von demselben schwarzgestreiften Tuch, das des Vaters kleine gebückte Gestalt an Feiertagen umhüllt hatte. Das war alles, was die Kosaken dem Grenadier Ephraim Goldfarb von Heim und Vater gelassen hatten. Und es war ihm ein Erinnerungszeichen und ein Schwur zugleich.

Rasch und leise auftretend, folgte er den Radspuren zwischen den Stämmen. Nun stieß er auf abgehauene frische Aeste, ein abgebrochener Spatenstiel lag am Wege, und dort — dort bewegten sich Gestalten.

Der deutsche Soldat schlich zur Seite, duckte sich auf den Boden, kroch von Deckung zu Deckung, bis er hinter einem Erdwall liegen blieb. Er hob den Kopf und starrte in den Nebel. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an das wogende Grau, und er unterschied Formen und Gestalten. Dort drüben lagen hohe Erdschanzen, steckten junge, abgehauene Bäume schief im Boden — und dort stand die Batterie!

Goldfarb atmete tief auf. Er hatte das Ziel erreicht. Nun zurück! Da fuhr ihm ein Gedanke scharf durch den Sinn. Wie sollte er die Stellung angeben? Die Geschütze standen tief im Walde, mußten mit unendlicher Mühe, auf frisch geholzten Waldwegen vielleicht, hergeschafft worden sein. Die Munitionstransporte vorhin bewiesen ja die zähe Heimlichkeit der Stellung. Er überlegte, wie er die Batterie kenntzeichnen sollte.

Sollte er einen Ast umknicken? Das war von der fernen deutschen Stellung aus nicht zu sehen. Er legte mechanisch die Hand auf die Brust, da fiel ihm etwas ein. Er griff unter den Mantel und zog einen langen weißen Tuchstreifen heraus. Mit beiden Händen faßte er ihn und drückte sein Gesicht hinein. Dann zog er den Mantel und Rock auf und sah sich um. Neben ihm stand ein hoher, dünner Stamm, dessen Spitze in den Nebel tauchte. Er stopfte das Tuch in die Hosentasche, trat an den Baum und kletterte langsam daran empor, griff um die rauhe Rinde und hielt sich oben im Gegweg fest. Aus der Tasche zerrte er den weißen Streifen, knotete ihn um den längsten Ast und glitt dann rasch zur Erde. Hier nahm er seine Sachen auf, warf noch einen Blick nach oben und ging im Nebel seinen Weg zurück. —

Der General saß gerade beim Morgenkaffee, als der Grenadier in das Zimmer trat:

„Melde gehorsamst, Befehl ausgeführt, habe die Batterie gefunden!" sagte er mit atemloser heiserer Stimme.

„Donnerwetter", rief der General und sprang auf, „gratuliere!" Er drückte die Hand des Soldaten.

„Brav, brav! Wo steht die Batterie?"

„Mitten im Drapacower Walde, Exzellenz. Den Ort kann ich nicht angeben, aber ich bin auf einen Baum geklettert und hab' oben den Gebetmantel von meinem Vater selig angebunden!"

Der General sah ihn einen Augenblick verständnislos an.

„Einen Streifen weißes Tuch, Exzellenz", setzte der Grenadier hinzu. „Sobald der Nebel fort ist, muß man's von hier aus sehen können!"

Der General sah zum Fenster.

„Da! Es wird draußen schon lichter, kommen Sie 'mal mit!"

Eilig griff er nach dem Fernglas und lief über die Straße zu dem zerschossenen Kirchturm, der der Artillerie als Beobachtungsstand diente. Hastig polterte er die wackelige Holztreppe zum Turmsenster herauf, hob den Trieder an die Augen und rief:

„Wahrhaftig, dort drüben im Walde hängt ein weißer Streifen! Rufen Sie doch bitte sofort den Artilleriehauptmann her, der da steht!"

Eine halbe Stunde später kam der General die Treppe herunter und traf vor der Tür wartend den Grenadier Goldfarb.

„Brav, mein Sohn", sagte die Exzellenz und klopfte dem Soldaten lobend auf den Arm. „Das Eiserne Kreuz ist Ihnen sicher; ich will Sie sogar für die erste Klasse vorschlagen! Uebrigens sagen Sie 'mal, wie nannten Sie vorhin das Stück Tuch, das Sie da als Markierung angebunden haben?"

Stockend und errötend erzählte der Grenadier, von häufigen Fragen des Generals unterbrochen.

„So?" sagte schließlich der Offizier, „so ist das bei Ihnen? Sagen Sie 'mal, da muß Ihnen doch sehr daran liegen, daß Ihr wiederzubekommen?"

Der Soldat sah ihn mit naiven Augen an.

Der General wandte sich um: „Kommen Sie mit hinüber in das Regimentszimmer", sagte er und ging eilig in die Bauernstube zurück. Hier trat er an den Telephonapparat und nahm den Hörer.

„Halloh! Hier General von Schaffer selbst! Ist

mein Adjutant dort? Ja, Herr Hauptmann, hören Sie bitte zu: Wir haben die feindliche Stellung im Walde bei Drapacow entdeckt. — Das Ziel wird durch einen weißen Tuchstreifen in einem Baumgipfel markiert — haben Sie verstanden? Ich denke, heute nachmittag wird die Stellung schon stummreif sein. Nun lege ich den größten, — hören Sie, — den allergrößten Wert darauf, daß dieser weiße Tuchstreifen gefunden und mir persönlich gebracht wird! Ich bitte, dies als Befehl sofort allen Soldaten bekannt zu geben — danke!"

Er legte den Hörer hin und drehte sich zu dem Grenadier um:

„Nun, ist's recht so?" sagte er lächelnd. Da beugte sich der große Soldat nieder und küßte dem General, ehe der es verhindern konnte, die Hand.

Die Frau als Soldat.

Plauderei von E. Hochreither.

Das schöne Geschlecht wird häufig auch das schwache genannt. Es dürfte aber gewiß nicht uninteressant sein, nachzuweisen, daß dasselbe trotz seiner zarten Schwäche kriegstüchtig genug ist, um auch den stärksten männlichen Soldat müheloß zum Gefangenen zu machen. — Unsere Frauen sind von Geburt an Kriegerinnen. Ich möchte dies in Nachfolgendem allen denjenigen nachweisen, die gegen diesen alten Erfahrungssatz noch Bedenken tragen.

Wie viele und mühsame Vorbereitungen muß ein Feldherr treffen, um einen festen Platz oder irgendeine andere befestigte Stellung des Feindes zu erobern. Die Frau hingegen ist schon von Natur aus so einnehmend ausgestattet, daß ihr auch nicht ein einziges noch so stark befestigtes Männerherz auf die Dauer widerstehen könnte. Das Granatenfeuer ihrer Blicke genügt schon, um die männliche Festung im Sturm zu nehmen.

Geht man nun die Einzelleistungen des Soldaten durch, so muß man zunächst zugeben, daß die Frauen den Wachtdienst aus dem ff verstehen. Unermüdlich sind sie auf dem Nachtwachposten, wenn es gilt, den Herrn Gemahl bei verspäteter nächtlicher Heimkehr mit einer Gardinenpredigt zu überrumpeln. Daß sie dabei vortreffliche Scharfschützen sind, weiß jeder, der einmal von ihnen aufs Korn genommen worden ist. —

Die geschicktesten Meisterinnen sind die Frauen in der Belagerungskunst. Das Geschäft des Mannes geht beispielsweise nicht besonders glänzend, ein Grund für ihn, seinen Geldbeutel fester verschlossen zu halten und nur in Fällen der äußersten Not, d. h. wenn sich der Durst bei ihm zu stark geltend macht, zu öffnen. Die Frau hatte aber eines Nachmittags mit ihrer Freundin einen kleinen Spaziergang durch die Geschäftsstraßen der Stadt gemacht und in irgendeinem Schaufenster ein — nach ihrer Ansicht — für sie unbedingt nötiges, reizendes Kleid gesehen. Ihre Freundin kauft sich ohne weiteres ein ähnliches, weil ihr Mann nicht so hartherzig sein muß, ein Grund für sie, von ihrem Manne das gleiche verlangen zu können. Kenner wissen es, daß heutzutage die Beschaffung eines einigermaßen „modernen" Kleides — man verzeihe mir im vorliegenden Falle dieses Fremdwort, da es in der Frauensprache sehr üblich ist — den Verlust eines nicht zu geringen Kapitals nach sich zieht. Oder die „gnädige Frau" bedarf eines neuen Hutes oder gar eines neuen Uebergangshutes. Der Mann schützt schlechte Zeiten vor und meint, es ginge ja noch mit dem im vorigen Jahre gekauften Kleide ganz gut, und was den Hut anbetrifft, so gefiele ihm sein Frauchen am besten in ihrem natürlichen Haar. Das beschwichtigt aber die schönere Hälfte nicht, denn was sie sich in den Kopf gesetzt hat, das muß auch durchgeführt werden. Sie betrachtet von nun an ihren Gatten als feindliche Festung, welche um jeden Preis zu nehmen sei, wenn sie ihre rücksichtigen Verbindungen nicht, bezw. keinen Fall schaffen will, auf den man sich bei irgendeiner ähnlichen späteren Gelegenheit berufen könnte. — Sie beginnt also zunächst mit der Erniedrigung der Festung. Wenn der Mann sein Leibgericht zu haben wünscht, dann schützt auch sie schlechte Zeiten vor und stellt ihm stets das auf den Tisch, was ihm nicht mundet. Er macht Ausfälle, d. h. er schimpft und wettert, die aber von Seiten der Frau gleich mit einem Granaten-Streufeuer in Gestalt feindlicher Blicke, Zuwerfen der Türen usw. eingedeckt werden. — Will der Mann ins Wirtshaus gehen, um dort den tagsüber eingeschluckten Aerger in Bier oder Wein hinunterzuspülen, so kommt die Frau mit Beförderungen für Strumpf- oder Baumwolle. Das Schuhwerk der Kinder muß erneuert werden, der Preis des Petroleums ist gestiegen, die Butter ist teurer geworden, also Nachschuß zum Wirtshausgelde erforderlich. Hilft das nicht, so werden Schützengräben aufgeworfen, Parallelen errichtet, welche zur Deckung dienen. Sie erzählt dem Manne von dem neuen Kleide ihrer Freundin, welche doch in der Gesellschaft unter ihr stehe. Die Frau So und So habe von ihrem Manne einen prachtvollen Hut erhalten, der sie um wenigstens zehn Jahre jünger mache, so daß sie selbst durch jene in den Schatten gestellt werde. Bei dem letzten Kaffeekränzchen habe die Frau Schmidt eine goldene Uhr mit Kette getragen, und nur um sie zu ärgern, alle fünf Minuten auf die Uhr gesehen. — Natürlich hätten Männer, welche ihren Frauen solche Geschenke geben, ihre Gefährtinnen lieber. Zieht das noch nicht, wurde schließlich auch die zweite und dritte Parallele nahes angelegt und weiteres Augenfeuer fruchtlos eröffnet, so versucht man die Festung auszuhungern oder Minengänge anzulegen. —

Die Frau setzt sich in den sogenannten Schmollwinkel. Keine feiner Zärtlichkeiten wird erwidert; sie weist ihn kalt ab, und läßt ihn, der nach dem Tranke der Liebe schmachtet, so lange lechzen, bis er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß er sich ergeben müsse. In einigen Fällen wird die Frau auch plötzlich krank, sie hat ständig Kopfschmerzen, kann sich nicht auf den Beinen halten. Der Mann bekommt überhaupt kein Essen mehr oder er muß im Wirtshaus essen, woran er nicht mehr gewöhnt ist. Als Zeichen der Ergebung hängt er eine Fahne, das heißt das neue Kleid, einen prächtigen Hopf, ein silbernes Handtäschchen, oder was sonst das Herz der Kriegerin begehrt, heraus und nun ist alles wieder gut: „Frieden". Er erhält wieder sein Leibgericht, er darf abends wieder zum Stammtisch gehen und sie, die seines Herzens Ruhe beflügelt, weist seine Liebkosungen nicht mehr zurück. Die Festung ist also und zwar ohne Blutvergießen genommen.

Es gibt unter den Frauen viele tüchtige Offiziere, welche ihre Männer gut im Kommando haben und das Regiment trefflich zu führen wissen. Wo sie finden sich unter ihnen sogar viele Flieger-Offiziere, welche das Terrain meisterhaft auszukundschaften verstehen und genau feststellen können, wo sich der Feind eine Blöße gibt und dann überraschend schnell angegriffen und überrumpelt werden kann.

Aber auch als Seelente sind die Frauen sehr gut zu verwenden; sie wissen, woher der Wind weht. Kehrt der Mann einmal des Abends im Sturme nach Hause, so steuern sie ihn sicher in den Hafen. —

Man sieht also, daß die Frauen zu Wasser und zu Lande wahrhaft kriegstüchtig sind und daß wir auch in bezug auf unsere Frauen getrost singen können: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!"

Nichts als Zeitvertreib ist die Liebe. Goethe.

Aus der Welt der Frau.

Die Liebe will ein freies Opfer sein. Schiller.

Der Strumpf.

Von Magda Trott.

In einer Zeit, da sich fast jede Frau, jedes Mädchen mit dem Stricken von Strümpfen beschäftigt, dürfte es interessieren, etwas Näheres über die Entstehung des Strumpfes zu erfahren.

Der Strumpf ist — entgegen dem Schuh, der schon im frühesten Altertum bekannt war — recht neuen Ursprungs. Wohl machte das Klima mancher Länder einen festen Schutz des Beines notwendig, aber man behalf sich damit, daß man Leder- oder Leinwandbeinlen um das Bein band, was natürlich nicht immer sehr elegant aussah. Dann fertigte man sog. Strumpfhosen, das waren Beinkleider aus Stoff oder Leder, deren Fußteil angeschnitten war, die aber, da ihre Form dem des Beines nicht entsprachen, keine Aehnlichkeit mit einem Strumpf hatten und wohl kaum als Vorläufer dieses jetzt unentbehrlichen Kleidungsstückes gerechnet werden können. Den Römerinnen und Griechinnen war der Strumpf unbekannt. Im Mittelalter, als die Mode der geschlitzten Kleider aufkam, wurde der Strumpf zur Notwendigkeit und man fertigte ihn aus buntfarbigem Tuch. Die gestrickten Strümpfe, die von den Beinkleidern getrennt und besonders angezogen wurden, kamen erst im Jahre 1560 auf. Die Mode kam aus der Schweiz, d. h. dort wurden die ersten Strümpfe auf einer Maschine angefertigt. Erst aus Garnen und schließlich aus Seide. Wer den ersten Strumpf strickte, weiß man nicht genau; jedenfalls kam die Strickerei schnell auf und eine Menge Menschen warfen sich auf diesen Artikel. Man konstruierte verschiedene Strickmaschinen, die aber alle nicht funktionierten. Heute saß Schottland, daß seine Bandleute die ersten brauchbaren Maschinen, und mit ihnen die ersten gestrickten Strümpfe hergestellt haben, und zwar behauptet die Legende, ein junger schottischer Graf sei der Erfinder. Dieser Edelmann war derartig in seine vornehme Engländerin verliebt, die ihm nur dann Hand und Herz schenken wollte, wenn er ihr ein Paar wunderfein gestrickte, selbst hergestellte Strümpfe verehre. Der Graf, der sich bis dahin schon immer mit Mechanik beschäftigt hatte, grübelte Tag und Nacht, und wirklich, nach Verlauf eines Jahres überreichte er der Angebeteten ein Paar seidene, selbstgestrickte Strümpfe. Natürlich blieb dabei allen anderen gegenüber streng geheim, daß sich der Edelmann mit dieser Beschäftigung abgegeben hatte. Die Maschine wurde verkauft und kam nach Cambridge. Hier war ein Meister Lee, der sich weiter um die Strumpfwirkerei verdient machte, der einen Strumpfwirkerstuhl erfand, auf dem man die feinsten Strümpfe herstellen konnte.

Zum ersten Male wird von einem gestrickten seidenen Trikot bei Heinrich VIII. von England gesprochen, der dieses kostbare Stück, das einen Wert von einigen tausend Mark gehabt haben soll, aus Spanien zum Geschenk erhielt. Die Königin Elisabeth, die bekanntlich sehr eitel war, verbot das Tragen seidener Strümpfe, das — wie sie meinte, nur für zukam. Sie erkannte, daß der seidene Strumpf den Fuß viel kleiner und zierlicher erscheinen lasse und wollte dieses Vorrecht für sich allein in Anspruch nehmen. So unterdrückte sie denn auch diesen neu auftauchenden Erwerbszweig, und Lee, der damals schon eine zahlreiche Kundschaft hatte, mußte wegen der Erfindungen, die er erklitt, nach Frankreich fliehen, wo er eine gute Aufnahme fand. Mittels seiner Maschine fabrizierte er der Maria von Medici die ersten seidenen Strümpfe, die bis dahin nur wollene, die ihr die Damen des Hofes strickten, getragen hatte. Als dann in Frankreich die Kniehose an der Tagesordnung war, feierte der Strumpf seine Glanzzeit. Aber nicht nur die Männer brauchten die seidenen Strümpfe, auch die Frauen verkürzten ihre Röcke, um den jetzt schon reich mit Zwickeln und Stickereien versierten Strumpf sehen zu lassen. Man flickte ganze Wappen, ganze Girlanden dem Strumpfe ein, so, an einer Zeit besetzte man ihn sogar mit kostbaren Steinen, doch hielt sich diese Mode kaum einige Wochen.

Als dann andere Moden kamen, als die Beinkleider der Männer den Strumpf verdeckten und die Röcke der Frauen wieder bis zur Erde reichten, verlor auch der Strumpf seine hohe Bedeutung. Vorübergehend halfen die Kreuzbänderschuhe dem Strumpfe größeres Ansehen zu verschaffen, und in diese Zeit fallen auch die dünnen Schnurwebstrümpfe, die wohl sehr nett, aber höchst unpraktisch waren. Der weiße oder farbige Seidenstrumpf kam dann seltener und seltener in Anwendung; nur bei festlichen Ausfeuern fand er noch Geltung. Hingegen erfreute sich der gestrickte baumwollene und wollene Strumpf allgemeiner Beliebtheit.

Die Meinung über Art und Farbe der Strümpfe hat sich oft geändert. Noch im vorigen Jahrhundert gab es eine Zeit, daß man den gewebten Strumpf nicht für voll ansah, zu einer guten Ausfeuer gehörten selbstgestrickte schwarze und weiße Strümpfe. Bunte Strümpfe, also blaue, grüne, gestreifte oder anders gemusterte waren umsein und wurden nur von den draußen Bäuerinnen getragen. Dagegen mußte jedes junge Mädchen, das zum Altar schritt, mindestens — wollte sie Anspruch auf eine gute Ausfeuer erheben, 12—20 Paar weiße gestrickte Strümpfe aufzuweisen haben.

Und wieder ein Jahrhundert später! Da galt der farbige Strumpf allgemein als Toilettenartikel und bei manchem Virgus Gelegenheit. Noch im vorigen Winter gab es keine elegante Dame, die nicht mehrere Paare seidene Strümpfe hatte, und alle Frauen sahen verächtlich auf den gestrickten Strumpf. Der Krieg ist gekommen, und heute ist Strumpf — Trumpf, und zwar nur der grauwollene handgestrickte, der für unsere Krieger ins Felde bestimmt ist.

Ein Sieg des Frauenrechtes in Newyork.

In Newyork ist vor kurzem eine Angelegenheit entschieden worden, die mehr als ein Jahr lang die dortigen leidenschaftlich erregte und zu den heftigsten Streitigkeiten Anlaß gab. Es handelt sich um die Frage, ob verheiratete Schullehrerinnen während der ersten Monate, in denen ihre Gatten ihrer am dringendsten bedürfen, beurlaubt sein sollen und dann ihre Stellung ohne weiteres wieder antreten dürfen. Diese Frage hatte die Bürgerschaft Newyorks in zwei Lager gespalten, und die Frauenrechtlerinnen nahmen sie zum

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191503140/fragment/page=0002